

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Kiel

Wohin geht die Reise? Modelle und Perspektiven künftiger Gestalt(ung)en von Kirche

Vortrag auf der Tagung „Kirche in Bewegung. Entwicklungsmodelle auf dem Prüfstand“

am 15./16. März 2019 in Wabern bei Bern

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie soll die Kirche der Zukunft aussehen? Wie auch immer man diese Frage beantworten mag – weitgehend einig sind sich im Moment die Diskussionen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche darin, dass ihre Gestalt nicht so bleiben wird und bleiben kann, wie sie gegenwärtig ist. Nun werden Kirchenreformen ja schon lange und in Wellen immer wieder neu diskutiert. Seit den 1990er Jahren stehen kirchenreformerische Fragen eigentlich beständig auf der Tagesordnung. Zunächst waren sie vor allem finanziell motiviert, in Deutschland früher und angestregter als in der Schweiz, aber auch hier nötigen die zurückgehenden Kirchenmitgliedschaftszahlen zu Diskussionen über strukturelle Einsparungen. Meiner Wahrnehmung nach hat sich seit einigen Jahren der Fokus aber verschoben von der Frage „welche Gestalten von Kirche können wir uns künftig noch leisten?“ hin zu „welche Gestalten von Kirche brauchen wir, um theologisch begründet attraktiv und lebendig Kirche mit den und für die Menschen im 21. Jh. zu sein?“ Dabei ist klar, dass es einen Wandel kirchlicher Formen, Strukturen und Praxisvollzüge geben wird, die auch Abschied von bestimmten gewohnten Gestalten bedeuten. Abschied nehmen von Vertrautem aber ist immer schwer – insofern nimmt es nicht wunder, dass es Zögern, Widerstände, Motivationsprobleme und auch Protest gab und auch gibt. Meiner persönlichen Wahrnehmung nach, hat sich hier in den letzten ein oder zwei Jahren noch einmal etwas verändert, weil mit mehr Lust und Mut nach neuen Wegen gefragt wird, statt nur rational einsichtig zu sein, dass man wohl auch Strukturveränderungen erwägen müsse. Auch in Ihrem Kanton wird ja längst mit vielfältigen neuen Formen experimentiert, so dass diese Stimmung Ihnen nicht fremd sein dürfte. In dieser Haltung verstehe ich auch diese Tagung und meinen Auftrag in ihr.

Konkret bin ich gebeten worden, „Modelle und Perspektiven“ vorzustellen, in welche Richtung es gehen könnte mit der Kirche – und konkret mit der Kirche im Kanton Bern-Jura-Solothurn. Das will ich im Folgenden gerne tun. Ich habe die Formulierung ganz wörtlich genommen und beginne mit der Vorstellung von sechs Modellen mit mehr oder weniger visionärem Charakter, wie Kirche in Zukunft ausgerichtet und gestaltet sein könnte – dabei wird Ihnen manches sicher bekannt sein und anderes möglicherweise neu. Aus diesen Modellen entwickle ich dann Perspektiven für die Kirche – das sind einzelne Elemente der Gestaltung von Kirche, zu denen sich jedes Modell verhalten muss. Dieser Schritt dient auch dazu, dass Sie nicht den Eindruck haben, dass Sie sich für Ihre Überlegungen zwischen Modellen entscheiden müssten, sondern sie sollen ja Ihre bisher schon erprobten Formen vor diesem Hintergrund wahrnehmen können und sich vielleicht auch ein wenig zu neuen, für Sie passenden Wegen inspirieren lassen, für die Sie die Elemente dann möglicherweise auch anders kombinieren können.

Zunächst aber möchte ich Ihnen sechs Modelle vorstellen, die Sie vermutlich zumindest teilweise kennen und vielleicht auch schon als Grundlage eigener Formen verwendet haben

und zwar... (die sechs Modelle einblenden). Theologisch setze ich dabei voraus, dass sich zwar die Kirche Jesu Christi göttlicher Stiftung verdankt, ihre jeweiligen konkreten Formen jedoch menschliche Gestaltungsaufgabe sind. Sie sind nicht biblisch oder reformatorisch normiert, müssen sich jedoch an dem Kriterium messen lassen, ob sie der Kommunikation des Evangeliums in ihrem Kontext angemessen und sinnvoll dienen.

A. Modelle einer künftigen Gestalt von Kirche

1. Kirche als Ortsgemeinde

Ein erster Vorschlag zielt darauf, eine Entscheidung zugunsten der klassischen Parochie als *die* kirchliche Sozialform zu treffen, vertreten beispielsweise von der Bochumer Praktischen Theologin Isolde Karle.¹ Entgegen gegenwärtigen kirchlichen Tendenzen eine „Kirche bei Gelegenheit“ als Normalfall von Kirchenbindung zu akzeptieren, liege die Zukunft in einer „Kirche der Kontinuität“², in der christliche Lebenskunst regelmäßig und verlässlich eingeübt werde.

Dafür biete die Ortsgemeinde die größten Chancen. Die Stärke dieser Sozialform sieht Karle vor allem in den persönlichen Beziehungen und den sozialen Interaktionen, die sich als unmittelbar religionsproduktiv erweisen: Menschen würden sich vor allem durch die „Koppelung von Religion und Geselligkeit“³ für die Kirche interessieren und sich auf Dauer an sie binden. Die Ortsgemeinde vermittele Vertrauen zur Kirche und zu den in ihr tätigen Menschen, gerade über einen langen, möglicherweise generationenübergreifenden Zeitraum. Karle versteht die Ortsgemeinde zudem als einen milieuübergreifenden Ort, weil die Wohnorientierung quer zu den Milieus liege. Sie sieht die Kerngemeinde zu Unrecht häufig als borniert, eng und konservativ abgewertet. Bisher nicht aktive Kirchenmitglieder sollen durch die Verbindung von gehaltvoller theologischer Arbeit und Interaktion gemeindenah integriert werden.

In diesem Modell nimmt das Pfarramt eine „Schlüsselrolle“⁴ ein. Die Pfarrpersonen sind die zentralen Akteur*innen, die sich in der Gemeinde und unter ihren Mitgliedern am besten auskennen. Ehrenamtliches Engagement laufe häufig über sie: „Oft ist es die Pastorin, die Menschen überhaupt erst anspricht, Verantwortung für die Kreise im Gemeindehaus zu übernehmen, oder sind es spezifische Erfahrungen mit ihr, die ein weiterführendes Engagement auslösen.“ Sie müsse auch im Gemeindehaus Präsenz zeigen, weil sonst „ihre Autorität geschwächt und das Vertrauen in sie untergraben“⁵ werde.

Der generalistische Charakter des Pfarrberufs gewährleiste eine „Sicherheit der Ansprechbarkeit“⁶. Durch den Kontakt mit den Pfarrpersonen erweise sich die Kirche als verlässlich, etablierte Erwartungssicherheit und ermögliche Vertrauen. Ihre Arbeit wird durch Ehrenamtliche ergänzt. Andere kirchliche Berufsgruppen werden dem gegenüber nur am Rande erwähnt.

¹ Vgl. Isolde Karle: Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010.

² A.a.O., 124.

³ A.a.O., 143.

⁴ A.a.O., 156.

⁵ A.a.O., 155.

⁶ A.a.O., 158.

Die Hochschätzung der Ortsgemeinde verbindet sich entsprechend mit der Abkehr von einer Differenzierung und Spezialisierung kirchlicher Arbeit. Schwerpunktsetzungen in einer Ortsgemeinde sind nicht ausgeschlossen, aber sie sollten von persönlichen Begabungen der Hauptamtlichen abhängig bleiben, nicht konzeptionell verankert und schon gar nicht von nächsthöherer Ebene zugeschrieben werden. Keinesfalls sollten sich die Gemeinden an Zielgruppen orientieren.

Vorhandene andere Formen kirchlicher Arbeit wie Funktionspfarrstellen, Citykirchenarbeit oder Jugendkirchen sollen nicht ganz abgeschafft werden, aber auf eine klare Ergänzungs- und Zuarbeitsfunktion für die Ortsgemeinde ausgerichtet werden. Übergeordnete Größen wie Kirchenkreis oder Landeskirche werden tendenziell kritisch gesehen, da sie in ihren Tendenzen zu Reformen die nicht grundlegend reformbedürftige Gemeinde schwächen.

Theologisch wird das Modell neutestamentlich mit der Denkfigur begründet, dass die christliche Gemeinde der „primäre Ort der Selbstvergegenwärtigung Christi“ sei, da Gott sich nur „in, mit und unter‘ einer lebensförderlichen Sozialität“ erfahren ließe.⁷ Insofern seien geistliche und interaktive Kommunikation unmittelbar miteinander gekoppelt, was in der Ortsgemeinde bestmöglich geschehe.

Als *Stärke* des Modells kann seine breite Zustimmung bei denen, die jetzt gegenwärtig aktiv in den Gemeinden tätig sind, genannt werden. Zudem ist der Vorschlag leicht vorstellbar und umsetzbar, da er auf Bekanntem beruht.

Seine entscheidende *Schwäche* ist hingegen, dass nicht plausibel wird, inwiefern das Modell dem Reformbedürfnis begegnet. Karle erwähnt zwar auch, „dass in der Gegenwart nur noch eine Minderheit der Kirchenmitglieder an gemeinschaftlichen Sozialformen der Kirche partizipiert“⁸, zieht daraus aber keine Konsequenzen. Zudem wird ihr Postulat, dass die Ortsgemeinde einen milieuintegrativen Charakter hätte, der Realität nicht gerecht. Dies gilt schon vom milieudifferenzierten Wohnraum her; zudem werden die typischen Geselligkeitsformen der Ortsgemeinde i.d.R. von bestimmten Milieus bevorzugt.

2. Kirche in der Region

Wenn strukturelle Reformen durchgeführt werden, dürfte „Regionalisierung“ zumindest in Deutschland das am häufigsten durchgeführte Modell sein. Dafür gibt es keine identifizierbare Urheberschaft, sondern eine vielfältige Rezeption.⁹ Allerdings ist dieser Begriff auch ein „Containerbegriff“, mit dem sich im konkreten Fall sehr Unterschiedliches verbinden kann: Bereits die Größe und der Zuschnitt des regionalen Rahmens ist unterschiedlich, und noch breiter ist das Spektrum, wer oder was regionalisiert wird und was dies für die konkrete kirchliche Arbeit bedeutet. Dabei bleiben die ortsgemeindlichen Strukturen in der Regel ganz oder teilweise erhalten, sie werden aber ergänzt oder modifiziert, indem Kirche in einem größeren Rahmen gedacht wird. Die gemeinsame Arbeit kann sich auf klar definierte Projekte beschränken, aus denen sich jede Gemeinde jederzeit auch wieder zurückziehen kann. Gemeinsame Stellenkonstruktionen bewirken dem gegenüber einen höheren Grad an

⁷ A.a.O., 134.

⁸ A.a.O., 133.

⁹ Vgl. beispielsweise Herbert Lindner/Roland Herpich: Kirche am Ort und in der Region. Grundlagen, Instrumente und Beispiele einer Kirchenkreisentwicklung, Stuttgart 2010 oder Wolfgang Nethöfel: Aufbruch in die Region. Kirchenreform zwischen Zwangsfusion und profilierter Nachbarschaft, Hamburg 2008.

Verbindlichkeit, ebenso gemeinsame Haushalte. Regionalisierung kann schließlich auch zu Gemeindefusionen führen. Schließlich kann diese Form auch bedeuten, dass mehrere Gemeinden in regionaler Nähe unterschiedliche Schwerpunkte (beispielsweise kirchenmusikalisch, sozial, jugendbezogen oder spirituell) verabreden, die eine Gemeinde jeweils stellvertretend für die anderen in der Region übernimmt. Dann steht Regionalisierung in einem engen Zusammenhang mit gemeindlicher Profilbildung. Das territoriale Prinzip der Ortsgemeinde wird dabei relativiert und Menschen werden ermutigt, an den Angeboten einer Gemeinde ihrer Wahl teilzunehmen.

Regionalisierung kann finanziell motiviert sein, wenn bestimmte Aufgaben und Arbeitsgebiete in einer Einzelgemeinde nicht mehr weitergeführt werden können, gleichwohl aber nicht wegfallen sollen. Aussichtsreicher ist sie, wenn sie inhaltlich motiviert stattfindet aus der Einsicht heraus, dass neue Wege kirchlicher Arbeit, die andere Menschen als bisher ansprechen, häufig in einer einzelnen Gemeinde nicht umzusetzen sind.

Wurde in den 1970er Jahren die Idee der Regionalisierung häufig mit der Idee verbunden, die pastorale Dominanz zu relativieren und ein Team von Hauptamtlichen unterschiedlicher Berufsgruppen regional einzusetzen, so ist dies heute kaum noch im Blick. In der gegenwärtigen Perspektive schwindender personeller Ressourcen soll Regionalisierung häufiger bewirken, die Lücken nicht zu groß und zu schmerzhaft werden zu lassen. Besonders für den Pfarrberuf bewirkt allerdings die Regionalisierung gegenüber der traditionellen ortsgemeindlichen Orientierung eine: Sie sind einerseits weniger generalistisch orientiert und besitzen andererseits weniger Selbstständigkeit und Entscheidungsfreiheit in „ihrer“ Gemeinde, sondern arbeiten spezialisierter und kollegial abgestimmter.

Theologisch kann in der Tradition der Kirchenreformbewegung die „missio Dei“ in Anschlag gebracht werden, die das Evangelium auf unterschiedlichen Wegen kommuniziert, um unterschiedliche Menschen zu erreichen.

Eine *Stärke* der Regionalisierung ist ihr Pragmatismus: Das Modell geht von den gegenwärtigen Formen aus und versucht diese behutsam weiterzuentwickeln. Ferner ist seine Flexibilität hervorzuheben, die sehr unterschiedliche Varianten ermöglicht.

Gleichzeitig bedeutet die Vielfalt der mit dem Begriff verbundenen Umsetzungen eine *Schwäche*, da das Modell rasch derart verwässert werden kann, dass die Veränderungsimpulse verpuffen. Zudem führt die Selbstbindung an die Zustimmung aller Beteiligten häufig dazu, dass die Umsetzung im Ansatz stecken bleibt und letztlich nicht durchgeführt wird.

3. Kirche im Gemeinwesen

Die Grundidee, sich als „Kirche im Gemeinwesen“ bzw. mit einer anderen Formulierung „im Sozialraum“ zu verstehen und entsprechend auszurichten, ist nicht neu – schon in den Reformbewegungen der 1970er wurde gefordert und praktiziert, als Gemeinde weniger eine Sonderwelt zu bilden, sondern sich stärker auf die Lebenswelten der Menschen einzulassen. In den letzten 15 Jahren hat sich der Ansatz jedoch in aktueller Variante als Modell für die künftige Gestalt der Kirche verbreitet.

Gemeint ist, dass sich die Gemeinde mit kirchlichen, meist diakonischen Einrichtungen, aber auch mit säkularen Akteur*innen gemeinsam für den Stadtteil oder das Dorf engagiert, die regionalen Lebensbedingungen in den Blick nimmt und mit den Menschen an ihrer

Verbesserung arbeitet. Kirchengemeinden, Kirchenkreise, diakonische Dienste und Einrichtungen mit Kommunen und anderen säkularen Institutionen (beispielsweise Wohnungsgesellschaften, Kitas und allgemeinbildende Schulen, Initiativen, Vereine und Selbsthilfegruppen, aber auch informelle Netzwerke gemeinsam) „stellen ein Potenzial zur Verfügung, das die soziale Infrastruktur [...] stärkt und das nachbarschaftliche Miteinander in den Wohnquartieren ausbildet“.¹⁰ Mitwirkungs-, Selbsthilfe und Teilhabechancen der Menschen vor Ort sollen gefördert werden. Dabei wird nicht zwischen (Kirchen-), „Mitgliedern“, (Diakonie-), „Klienten“ und Bewohner*innen kategorial unterschieden, sondern die Gemeinsamkeit des Wohn- und Lebensortes wird in den Vordergrund gerückt. Die Ausrichtung, nicht Kirche für andere, sondern mit anderen zu sein, kommt darin zum Ausdruck. Die Ortsgemeinde bringt dabei nicht zuletzt ihre Verwurzelung im Ort über ihre Mitglieder, aber auch die Kenntnis der Hauptamtlichen für den Nahbereich ein. Das kirchliche Handeln wird damit strategischer und stärker an konkreten Projekten orientiert. Im Sinne der Formulierung aus Jer 29,7 „Suchet der Stadt Bestes!“ übernimmt die Kirche auf diese Weise eine soziale und kulturelle Mitverantwortung zur Gestaltung von Gemeinwesen und Nachbarschaften. Sie nutzt die Chance, sich einzubringen in das Zusammenwirken ganz unterschiedlicher Akteur*innen mit ähnlichen Zielen. „Die Kirche kann durch ihre Rolle als Volkskirche zur Überwindung sozialer Segmentierungen beitragen und unterschiedliche Angebotsstrukturen im Gemeinwesen vernetzen. Sie kann Kultur- und Sozialarbeit verknüpfen. Sie kann in ihren Gemeinden an Traditionen von Nachbarschaftshilfe, Vereinsarbeit und Zusammenarbeit der Generationen anknüpfen und einzelne in Krisensituationen begleiten. Sie kann verhindern, dass soziale Dienste nur deshalb unterbleiben, weil freiwillige Tätigkeiten und Hilfebedarf nicht zueinander finden. Gerade auf diesem Feld liegen die größten Chancen für Kirchengemeinden, die in einem überschaubaren Nahbereich verankert sind und eng an den Bedürfnissen der Menschen orientiert soziale Dienste organisieren können.“¹¹

Dieser Ansatz liegt vor allem für Gebiete beziehungsweise Sozialräume nahe, die sozial und wirtschaftlich als besonders benachteiligt gelten. Aber nicht nur soziale Brennpunkte und Armutsquartiere mit entsprechendem Konfliktpotenzial in der Großstadt sind im Blick, sondern auch ländliche Gegenden mit schlechter Infrastruktur, einem hohen Altersdurchschnitt, hoher Arbeitslosigkeit etc. Selbstverständlich ist der Ansatz aber nicht darauf beschränkt, sondern kann ebenso hinsichtlich gut gestellter Sozialräume bedacht werden.

Haupt- und Ehrenamtliche arbeiten in diesem Ansatz gemeinsam je nach benötigten und eingebrachten Kompetenzen. Die Hauptamtlichkeit ist dabei allerdings nicht auf kirchliche Berufe beschränkt, sondern diese sind Mitglieder in einem Team mit unterschiedlichen Berufsgruppen und auch Ehrenamtlichen. Der Pfarrberuf muss seine geistliche Rolle in dieser Gesamtkonstruktion finden und gegenüber allen anderen plausibilisieren.

Theologisch spricht für das Modell, dass dem Christentum in seiner jüdischen Tradition von seinen Anfängen an eine gesellschaftsgestaltende Perspektive eigen ist. Diese ist besonders deutlich in der Sozialkritik der alttestamentlichen Propheten, die das Engagement für eine gerechte Lebenswelt für alle Menschen, insbesondere für die Schwachen fordern, ebenso wird diese Perspektive im Handeln Jesu aufgenommen. Wenn die Kirche die Botschaft von der

¹⁰ Diakonisches Werk der EKD, Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, 2007, 5.

¹¹ Dienste am Menschen aufbauen. Menschen aktivieren. Menschen Arbeit geben, EKD-Texte 75 (2002), http://www.ekd.de/EKD-Texte/ekd_texte_75_5.html, (22.2.2019).

Liebe Gottes zu den Menschen glaubwürdig und überzeugend verkündigen will, dann muss in ihrem Handeln exemplarisch etwas davon aufscheinen, wie Menschen nach Gottes Willen leben sollen (vgl. Mt 11,5).

Eine *Stärke* dieses Ansatzes ist es, dass er eine klare Antwort auf die Frage gibt, wozu Kirche in der Gegenwart sinnvoll ist. Das gilt nach innen wie nach außen: „Christliche Gemeinden mussten in der Geschichte sich dann nicht um ihre Zukunft sorgen, wenn sie sich in kritischen Phasen auf die Seite der Menschen geschlagen haben, die im biblischen Mandat angesprochen wurden. [...] Gemeinden, die sich um das Schicksal von Menschen kümmern, die in ihrem Raum leben, bekommen ihre Zukunft geschenkt.“¹² Er zeigt auch für Menschen ohne christliche Glaubensüberzeugung und/oder ohne bisherigen Kontakt zur Kirche die Bedeutung von Christentum und Kirche auf und kommt in Kontakt mit Menschen, die sonst kirchlich kaum erreicht werden – vor allem mit den besonders belasteten Bevölkerungsgruppen, denen das Evangelium ja eigentlich in erster Linie gilt. Zudem bietet das Modell eine breite Basis für eine „gabenorientierte“ ehrenamtliche Arbeit, die Menschen jenseits der Kerngemeinde anspricht.

Eine *Schwäche* ist der Verlust eines breiten Spektrums kirchlicher Angebote für unterschiedliche Lebenslagen und Milieus. Kirche muss zudem in diesem Netz von Akteur*innen ihre Rolle und ihr geistliches Profil zudem immer wieder neu suchen und bestimmen und Wege finden, die christliche Stimme in dem gemeinsamen Engagement für den Sozialraum ebenso klar wie angemessen einzubringen.

4. Kirche als Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘

Ein weiteres „Modell“ bringe ich etwas zögerlich ein, weil es eigentlich kein Modell für eine Strukturreform der verfassten Kirche sein möchte. Christian Grethlein, Praktischer Theologe in Münster, skizziert in seiner im letzten Jahr erschienenen Kirchentheorie einige Linien seiner Zukunftsvisionen von Kirche, die zusammengenommen nicht ganz ein Modell ergeben, wohl aber Konturen einer künftigen Gestalt von Kirche erkennen lassen, die ich für die Debatte bereichernd finde.¹³

Er geht von der Beobachtung aus, dass die verfasste Kirche in ihren klassischen Strukturen, die er als staatsanaloge, pastorale Versorgungskirche identifiziert, der Kommunikation des Evangeliums als ihrer grundlegenden Aufgabe nur sehr eingeschränkt nachkommt. Lebendiger und gelingender geschieht in seinen Augen die Kommunikation des Evangeliums jenseits etablierter kirchlicher Strukturen. Als solche sieht er Bewegungen außerhalb, aber dann doch auch innerhalb der verfassten Kirche (hier erscheinen mir seine Überlegungen nicht ganz konsequent) wie beispielsweise die Hospizbewegung, die Telefon- und Notfallseelsorge, evangelische Schulen, Kirchenpädagogik und Kirchenmusik. Entscheidend ist für ihn, dass sie sich „dem Engagement von Menschen [...], die vom Auftreten, Wirken und Geschick Jesu berührt wurden“¹⁴, verdanken. Denn in seinen Augen bieten die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte die Chance, dass das theologisch schon immer wünschenswerte „allgemeine Priestertum aller Getauften“ endlich umgesetzt werden kann.

¹² Klaus Dörner: Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem, Neumünster 2007, 11.

¹³ Christian Grethlein: Kirchentheorie. Kommunikation des Evangeliums im Kontext, Boston/Berlin 2018.

¹⁴ A.a.O., 284.

Diese Chance entsteht durch die kirchlich sonst eher beklagten Tendenzen, dass „die Eigenlogik der Menschen in ihrem Bemühen um eine erfolgreiche Gestaltung der Biografie [...] zunehmend an die Stelle der Übernahme traditionsbegründeter Vorgaben von Kirche als Institution [tritt]“ in Verbindung mit der „Zunahme formaler Bildung“ sowie der „pluralistische[n] Gesellschaftsformation, die allgemeine Mündigkeit voraussetzt und fördert“.¹⁵ Kommunikation des Evangeliums wird dann zur Aufgabe aller Christ*innen – und mit einer kleinen, aber potenziell folgenschweren Ergänzung erweitert Grethlein diesen Kreis auf alle Menschen, denn er formuliert: und alle zur Taufe Eingeladenen. Die so potenziell allen Menschen gestaltete Kommunikation des Evangeliums findet in den drei (im Wirken Jesu fundierten) „Modi“ „lehren und lernen; gemeinschaftlich feiern; helfen zum Leben“¹⁶ statt. Da besonders das diakonische „Helfen zum Leben“ in der Geschichte der verfassten Kirche zurückgedrängt worden ist zugunsten von Kultus und Lehre, möchte Grethlein vor allem die diakonischen Dimensionen stärken. Kirche möchte er weniger als eine auf sich selbst und ihre Vollzüge bezogene staatsanaloge Institution begreifen denn als „Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘, also [...] einer diakonischen Kirche für andere“¹⁷.

Theologisch beziehen sich diese Überlegungen auf die reformatorische Figur des „Priestertums aller Getauften“ in unmittelbarer Stellung zu Gott ohne vermittelnde Funktionen der Institution. Der diakonische Schwerpunkt kann sich zudem auf das Wirken und Handeln Jesu berufen.

Eine große *Stärke* des Modells liegt darin, dass Kirche vor der Gefahr bewahrt wird, sich als Selbstzweck zu begreifen und sich strikt auf ihre Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums, ausrichtet. Es wagt zudem einen wirklichen Neuansatz im Charakter der Kirche.

Eine *Schwäche* liegt zum einen in der bisher fehlenden klaren strukturellen Kontur der Überlegungen, die aber auch nicht im Interesse des Autors ist. Zudem scheinen mir die gegenwärtigen kirchlichen Formen doch recht einseitig negativ gezeichnet und in ihren Möglichkeiten unterschätzt zu werden.

5. „Kirchliche Orte“

Das von mir selbst entwickelte Modell setzt an bei den Stärken parochialer und nichtparochialer Organisationsformen und sucht einen dritten Weg, der die Stärken beider verbindet.¹⁸ Das Modell geht davon aus, dass sich die Kirche verändern muss, damit ihre Relevanz nicht weiterhin abnimmt und ihr Auftrag, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, künftig gut erfüllbar ist.

Das Modell geht von „kirchlichen Orten“ aus, um das Gegenüber parochialer und nichtparochialer Strukturen von vornherein aufzulösen. An jedem kirchlichen Ort gibt es zwei Bereiche kirchlicher Arbeit: einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltlich definierte Arbeitsbereiche.

Der „vereinskirchliche“ Bereich wird von der Suche nach Gemeinschaft und Geselligkeit geleitet. Diesem Bereich entsprechen beispielsweise Senior*innenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste oder Bibelkreise, ebenso aber auch die wohnortnahe Diakonie.

¹⁵ A.a.O., 196.

¹⁶ A.a.O., 37.

¹⁷ A.a.O., 298.

¹⁸ Vgl. Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu den kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen ²2005.

Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen. Hier kann sich das kirchliche Heimatgefühl entwickeln, das die parochiale Seite betont, und die Chancen der wohnortnahen kirchlichen Arbeit werden genutzt. Die konkrete Ausprägung richtet sich nach den Bedürfnissen und Themen der Menschen vor Ort. Denn der Bereich wird nicht von Hauptamtlichen für andere organisiert, sondern – mit hauptamtlicher Unterstützung – von den Beteiligten selbst gestaltet. Die Rolle der Hauptamtlichen verändert sich damit markant: Statt eine Gruppe zu konzipieren, anzubieten und zu leiten wird es ihre Aufgabe, Themen und Bedürfnisse zu identifizieren, Menschen mit ähnlichen Interesse zusammenzubringen, mit ihnen Formen und (Leitungs-)Strukturen zu finden, die Leitung dann zu unterstützen und Ansprechperson zu sein – letztlich also Ehrenamtliche zu unterstützen. Diese Aufgaben liegen für Gemeindepädagoginnen und Diakone von ihrer Ausbildung her näher als für das Pfarramt.

Neben dem vereinskirchlichen Leben gibt es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Er nimmt bestimmte kirchliche Aufgaben für eine ganze Region wahr, beispielsweise Bildungsarbeit, diakonische Arbeit, spezialisierte Seelsorge, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Frauen- und Männerarbeit, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Dabei sollten in der Regel mehrere Arbeitsbereiche an einem Ort angesiedelt sein, um eine Engführung in den Zielgruppen und der eigenen Perspektive zu vermeiden.

Der inhaltlich orientierte Bereich wird in einer Mischung aus Hauptamtlichkeit und Ehrenamtlichkeit – je nach geforderten Kompetenzen – gestaltet. Dabei erfolgt eine Spezialisierung des Pfarrberufs: Pfarrer*innen sind dann neben Gottesdienst und Kasualien für zwei, drei oder vier bestimmte Arbeitsbereiche zuständig, die der jeweilige kirchliche Ort übernommen hat.

Welcher kirchliche Ort welche Arbeitsbereiche übernimmt, darf und sollte in einem längeren Prozess entwickelt werden. Wichtig ist dabei einerseits die Beteiligung der jeweiligen bisherigen Ortsgemeinden und nichtparochialen Arbeitsformen (die beide als kirchliche Orte verstanden werden). Gleichzeitig müssten Absprachen in der Region bzw. dem Kirchenkreis/Dekanat erfolgen, welche und wie viele Arbeitsbereiche es geben soll und wo diese sinnvoll angesiedelt sind.

Theologisch geht das Modell aus von der Aufgabe, das Evangelium mit unterschiedlichen Menschen in der pluralen Gesellschaft bestmöglich zu kommunizieren.

Als *Stärken* ermöglicht das Modell eine Vielfalt von Zugängen zur Kirche und unterschiedliche Orientierungen kirchlicher Arbeit. Es verbindet eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anders gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Inhaltlich wichtig ist die Chance dieser Überlegungen, dass Menschen von der Kirche angesprochen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben.

Eine *Schwäche* besteht darin, dass es nicht von einer Einzelgemeinde nach eigener Entscheidung umgesetzt werden kann, sondern nur in einem größeren Rahmen, in Reinform sogar nur auf landeskirchlicher Ebene. Zudem erfordert es eine nicht unerhebliche Umorientierung der Ausrichtung kirchlichen Arbeitens, die nicht selten zur Sorge führt, dass bisher in der Ortsgemeinde engagierte Menschen auf Distanz gehen könnten.

6. Fresh Expressions of Church

Das Modell der „Fresh Expressions“ knüpft an die Idee der „missionarischen Gemeinden“ aus den 1980er Jahren an. Gegenwärtig bildet in Deutschland das Zentrum für Gemeindeentwicklung und Evangelisation in Greifswald ein Kristallisationspunkt der Überlegungen, während diese in der Schweiz besonders mit den Arbeiten von Sabrina Müller im Zentrum für Kirchenentwicklung in Zürich konzeptionell weitergedacht werden.¹⁹ Das Modell stammt jedoch aus der Anglikanischen Kirche in England und damit aus einer Situation fern einer „Volkskirche“ und mit einer Tradition lokal relativ eigenständiger und relativ flexibler gemeindlicher Strukturen. Die über 2000 „FreshX“ der Church of England zeigen ganz unterschiedliche Profile: „Skaterkirchen, Schulkirchen, Kirche im Pub, im Café oder zuhause, Tanzkirchen, Obdachlosenkirchen, Familienkirchen usw. Diese kleinen, partizipativen und häufig diakonischen Gemeinden experimentieren mit Tradition und Innovation, sind strukturell flexibel und versuchen, ihre Aktivitäten aus einem bestimmten Kontext heraus entstehen zu lassen.“²⁰

Aufgegriffen wird das auch im deutschsprachigen Raum vor dem Hintergrund, dass flächendeckende kirchliche Strukturen vor immer größeren Schwierigkeiten stehen. Wenn eine Mehrheit der Menschen keinen Kontakt zu Christentum und Kirche habe, dürften die kirchlichen Strukturen nicht länger einseitig auf Bewahrung und Weitergabe christlicher Traditionen und Formen ausgerichtet sein. „Fresh Expressions“ sind daher Neugründungen von Gemeinden in vielfältigen Formen, die differenziert und flexibel auf die jeweiligen Erfordernisse des jeweiligen Kontextes eingehen. Die neuen Formen bilden keine „Brücken“ in die etablierten Gemeindeformen hinein, sondern sind landeskirchliche Gemeinden im Vollsinn des Wortes. In diesen Gemeinden ist die soziale Gemeinschaft bleibend wichtig, auch im theologischen Sinne.

Näher definiert werden diese Gemeinden beispielsweise auf der Schweizer Homepage der FreshX-Bewegung als „Gestalt von Kirche für unsere sich wandelnde Gesellschaft. Im Zentrum stehen Menschen, welche keinen Bezug zu Kirche haben. Grundwerte wie das Hören auf Gott und die Menschen, diakonisches Handeln, kontextuelle Mission und gelebte Spiritualität bilden das Fundament.“²¹ Die FreshX verstehen sich dabei nicht als Projekte auf Zeit, sondern „als eine neue Form von Gemeinde, geprägt vom Kontext und vom Evangelium.“²² Ihr Charakter ist „missional“, was sie als Formen von Kirche und Theologie verstehen, die sich auf Menschen beziehen, die bisher nicht der Kirche zugehören. Sie sind „kontextuell“ und damit „geprägt vom Lebensgefühl, den Fragen und dem Suchen der Zielgruppe“²³ und gleichzeitig „transformierend“, was meint: „Menschen erleben die verändernde Kraft Gottes, werden darin begleitet und verändern wiederum ihren Kontext“²⁴.

¹⁹ Vgl. Sabrina Müller: Fresh Expressions of Church. Ekklesiologische Beobachtungen und Interpretationen einer neuen kirchlichen Bewegung, Zürich 2016; dies.: Fresh expressions of Church, in: Ralph Kunz/Thomas Schlag: Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung, Neukirchen-Vluyn 2014, 450-458 oder dies.: Volkskirche weit gedacht. Fresh expressions of church, in David Plüss/Matthias Wüthrich/ Matthias Zeindler: Ekklesiologie in der Volkskirche. Theologische Zugänge in reformierter Perspektive, Zürich 2016, 273-282.

²⁰ Jan Hermelink/Sabrina Müller: Fresh Expressions of Church – eine praktisch-theologische Herausforderung, in: PrTh 53 (2018), 3-4, 3.

²¹ <http://www.freshexpressions.ch/> (22.2.2019).

²² <http://www.gemeindedienst-ekm.de/gemeindeaufbau/freshx/> (22.2.2019).

²³ www.freshexpressions.ch (22.2.2019),

²⁴ Ebd.

Die Fresh Expressions sollen die Ortsgemeinden nicht ersetzen, die für manche Menschen sinnvoll seien, sondern in einer „mixed economy“ neben sie treten: eine „Mischwirtschaft parochialer und nichtparochialer Gemeindeformen“²⁵. „Es gibt weiterhin Parochien, aber es gibt nun auch Gemeindepflanzungen in unerreichten sozialen Segmenten, Gemeinden in Cafés, Schulen, sozialen Brennpunkten, Gemeinden mit speziellen liturgischen und spirituellen Profilen, Gemeinden, die als Zweite Programme unter dem Kirchendach einer Parochie entstehen“²⁶.

Die Hauptamtlichen bekommen in diesem missionarisch orientierten Modell von der Kirche eine veränderte Rolle zugewiesen. Sie sind nicht mehr diejenigen, die in erster Linie die Gemeindegemeinschaft durchführen, sondern sie fördern und begleiten Teams, die je nach ihren Charismen missionarisch tätig sind.²⁷

Theologisch beruft sich das Modell auf den missionarischen Auftrag der Kirche, dem nicht überkommenen Strukturen im Weg stehen dürfen.

Eine *Stärke* dieses Modells ist seine Kontextualität ebenso wie das klare theologische Profil.

Als *Schwäche* ist zu nennen, dass die Realität und auch die Chancen volksgemeinlicher Strukturen und kirchlicher Arbeit zurücktreten. Vor allem aber sind die ausdifferenzierten Handlungsformen als vielfältige Wege, das Evangelium zu kommunizieren, kaum im Blick: Es wird weitgehend einseitig auf das persönliche Glaubenszeugnis und die missionarische (auch diakonische Handeln einschließende) Tätigkeit von Einzelpersonen gesetzt. Die Grenzen zum pentekostalen Kirchenmodell werden fließend.

B. Elemente der Gestaltung von Kirche

Diese Modelle sind natürlich einerseits jeweils ein „Gesamtkunstwerk“. Gleichzeitig setzen sie sich aber aus verschiedenen Elementen zusammen, die bei fast allen Modellen wiederkehren. Dies ist auch logisch, denn jede Gestalt von Kirche (auch die bisherigen Formen) treffen explizit oder implizit Entscheidungen in bestimmten Fragen, für die es eine begrenzte Anzahl an Alternativen gibt. Natürlich gehen die Modelle nicht in ihren Elementen auf, sondern haben jeweils einen eigenen Charakter – aber die Identifikation wiederkehrender Elemente kann das Verständnis schärfen, was mit ihnen verbunden ist. Gleichzeitig können die Elemente auch in anderen Kombinationen verwendet werden, was vielleicht noch einmal zu neuen und für Sie noch passenderen Modellen führt. Ich habe bislang acht Elemente in den Modellen identifiziert (und möglicherweise entdecken Sie noch weitere) und zwar... (die acht Elemente einblenden)

Element 1: Die Aufgaben der Kirche

Alle Modelle könnten sich auf einer relativ abstrakten Ebene vermutlich darauf einigen, dass mit ihnen der „Kommunikation des Evangeliums“ als grundlegender Auftrag der Orientierung

²⁵ Michael Herbst: Wege in die Zukunft, in: Heinzpeter Hempelmann u.a. (Hg.): Gemeinde 2.0. Frische Formen für die Kirche von heute, Neukirchen-Vluyn 2011, 77-97, 90.

²⁶ Michael Herbst: Kirchenmitgliedschaft und missionarische Gemeindeentwicklung, in: Zimmermann, Johannes (Hg.): Kirchenmitgliedschaft und missionarische Gemeindeentwicklung, Neukirchen-Vluyn 2008, 102-113, 111.

²⁷ Vgl. Heinzpeter Hempelmann: Der Spur des heruntergekommenen Gottes folgen, in: Ders. u.a. (Hg.): Gemeinde 2.0. Frische Formen für die Kirche von heute, Neukirchen-Vluyn 2011, 35-61, 56f.

gedient wird. Konkretisiert man diesen grundlegenden Auftrag in Aufgaben, zeigen sich jedoch unterschiedliche Ausrichtungen.

Eine erste Möglichkeit, die Aufgabe der Kirche zu bestimmen, wird bei den Modellen 1 und 6, also der Stärkung der Ortsgemeinde und den „Fresh Expressions of Church“, erkennbar: Beide möchten einen klar profilierten Zugang zum Evangelium schaffen und Menschen auf Dauer an religiöse Kommunikationsvorgänge binden (der Unterschied liegt hier wiederum in dem Element der Zielgruppen).

Anders wird dieses Element bei den Modellen 2 und 5, der Regionalisierung und den „Kirchlichen Orten“ gefüllt: Sie gehen von vielfältigen kirchlichen Aufgabenfeldern aus, die sie als Wege der Kommunikation des Evangeliums in der pluralen Gesellschaft begreifen. Sie müssen deshalb vielfältig sein, weil zum einen unterschiedliche Menschen unterschiedliche Zugänge zum Evangelium benötigen und zum anderen alle menschlichen Wege, Evangelium zu kommunizieren, immer begrenzt und relativ sind, so dass es theologisch vermessen wäre, sich auf einen „richtigen“ Zugang zu konzentrieren.

Andere Varianten dieses Elements bieten die Modelle 3 und 4: Die Gemeinwesenorientierung sieht die Aufgabe der Kirche vorrangig diakonisch in der Stärkung und Unterstützung von Menschen durch die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und ihrem „Empowerment“.

Das Modell „Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘“ geht hingegen davon aus, dass die Kirche vorrangig die Kommunikation des Evangeliums als Aufgabe aller Menschen christlicher Ausrichtung unterstützen soll (was prinzipiell auch ohne sie funktioniert).

Element 2: Der räumliche Bezug

Ein zweites Element, zu dem eine Entscheidung getroffen werden muss, ist die Frage, auf welche räumliche Größe sich das kirchliche Handeln vorrangig ausrichten soll.

Eine erste Variante wird von den Modellen 1 und 3 vertreten: Für das Modell der Ortsgemeinde und den Gemeinwesenansatz ist die lokale Bezugsgröße leitend – entweder durch das territorial abgegrenzte Gemeindegebiet oder durch die Bezugsgröße „Dorf“, „Stadtteil“ oder „Quartier“.

Für das Regionalisierungsmodell (2) ist die Bezugsgröße hingegen entsprechend selbstverständlich die „Region“. Diese muss dann jeweils konkret bestimmt werden – häufig ist es das Gebiet von ca. drei bis sechs Ortsgemeinden.

Das Modell der „Kirchlichen Orte“ (5) verbindet die beiden Varianten: Der vereinskirchliche Bereich denkt überwiegend in lokalen Bezügen, während der inhaltlich ausgerichtete Bereich auf die Region hin ausgerichtet ist, die vermutlich auch eher größer vorgestellt ist als die des Regionalisierungsansatzes.

Die beiden Modelle 4 und 6 („Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘“ und „Fresh Expressions of Church“) sind weder lokal noch regional ausgerichtet. Als ihre ekklesiologische Bezugsgröße wäre eher die (unsichtbare) weltweite Kirche Jesu Christi zu denken.

Element 3: Die primären Adressat*innen

Ein weiteres Element wird durch die Frage bestimmt, welche Menschen und Gruppen das Modell als Adressat*innen kirchlichen Handelns vorrangig in den Blick nimmt.

Eine erste Antwortmöglichkeit wird von dem ortsgemeindlichen Modell 1 vertreten: Es ist primär auf evangelisch getaufte Menschen ausgerichtet, die aktiv in Kirche und Gemeindehaus an der kirchlichen Kommunikation des Evangeliums teilnehmen oder es künftig tun könnten. Auch das Modell 2 („Regionalisierung“) geht zunächst von diesen Bezugsgruppen der Ortsgemeinde aus, möchte diese aber noch stärker als das ortsgemeindliche Modell durch die neuen Angebote, die durch Profilbildungen möglich werden, erweitern.

Die „Fresh Expressions of Church“ (6) hingegen richten sich explizit auf Menschen, die bisher und vor allem über die Ortsgemeinde keinen Kontakt zu Christentum und Kirche hatten und möchte diese neu für den christlichen Glauben gewinnen.

Das Modell der „Kirchlichen Orte“ (5) nimmt mit seinen beiden Bereichen zwei verschiedene Adressat*innen in den Blick: Der vereinskirchliche Bereich richtet sich an Menschen in räumlicher Nähe, die teilweise der bisherigen „Kerngemeinde“ angehören dürften, darüber hinaus aber auch an solche, die neu im Raum der Kirche Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung erfahren möchten. Mit dem inhaltlichen Bereich sind Menschen angesprochen, die an bestimmten Themen und Angeboten interessiert sind.

Wiederum eine andere Antwort gibt die Gemeinwesenorientierung (3): Hier richtet sich Kirche auf alle Bewohner*innen eines bestimmten Gebiets aus, unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit und Überzeugung.

Das Modell 4, Kirche als Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘ zu begreifen, nimmt keine vorweg identifizierbare Gemeindegröße in den Blick, in der Kirche wirksam werden sollte. Er bezieht sich jedoch auf Menschen über die Grenzen einer Religionszugehörigkeit hinaus, nicht nur als „Empfänger*innen“ des Evangeliums, sondern auch als seine Kommunikator*innen.

Element 4: Die Orientierung kirchlichen Handelns

Kirchliches Handeln changiert zwischen einem generalistischen Ansatz, der sich prinzipiell für alle religiöse Belange und Themen (in der Regel dann in einem bestimmten Gebiet) zuständig fühlt und einer stärker funktionalen Orientierung, die arbeitsteilig und damit auch spezialisierend vorgeht.

Die Ortsgemeinde ist hier von ihrer Konstitutionslogik bereits klar generalistisch ausgerichtet und das Modell ihrer Stärkung (1) betont diesen Aspekt gerade von dem Hintergrund gegenwärtiger Tendenzen einer stärker funktionalen Ausrichtung auf spezifische Aufgabenbereiche: Sie ist zuständig für alle religiösen Bezüge einer bestimmten Konfession in einem Gebiet.

Das Regionalisierungsmodell (2) und das Modell der Kirchlichen Orte (5) richten hingegen Kirche in einem größeren territorialen Rahmen funktional aus, indem bestimmte Gemeinden, Orte bzw. auch Pfarrpersonen bestimmte Aufgaben und Schwerpunkte übernehmen.

Der Gemeinwesenansatz (3) nimmt eine Zwischenstellung zwischen den beiden Polen ein, die man vielleicht auch als spezifische Variante einer territorial-generalistischen Orientierung

bezeichnen könnte: Sie versteht sich für ein bestimmtes Territorium nicht für alle religiösen Bezüge, wohl aber für die Lebensbedingungen der Menschen in ihm zuständig.

Der Ansatz „Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘“ (4) und die „Fresh Expressions of Church“ (6) hingegen folgen einer sehr offenen Orientierung kirchlichen Handelns, die den Spuren von Menschen und Initiativen folgt.

Element 5: Die Rollen von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen

Ein weiteres Element, in dem eine Richtungsentscheidung getroffen werden muss, sind die Rollen von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen und deren Beziehung zueinander.

Als erste Antwortvariante profiliert das Modell der klassischen Ortsgemeinde (1) den Pfarrberuf als kirchlichen „Schlüsselberuf“, der auch für das konkrete gemeindliche Leben eine dominante Rolle spielt (andere Berufsgruppen werden in dem Modell nicht erwähnt). Die Pfarrperson rekrutiert, bindet und begleitet Ehrenamtliche, die ihr gegenüber eine Zuarbeitsfunktion haben und sie selbst im Gemeindehaus in der Leitung von Gruppen und Kreisen präsent. Auch das Regionalisierungsmodell (2) ändert daran nicht zwingend etwas; insgesamt werden in ihm die Beziehungen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen nur am Rande thematisiert.

Beim Gemeinwesenansatz (3) verändern sich durch die gleichberechtigte Kooperation mit anderen Hauptberuflichen und die Erfordernisse spezifischer, nicht-theologischer Kompetenzen die Rollen faktisch in Richtung einer Gleichberechtigung und funktionalen Rollenverteilung zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen.

Eine andere Variante ist die Bestimmung von Hauptberuflichkeit als Unterstützung von Ehrenamtlichkeit, die von den Modellen 4, 5 und 6 vertreten wird. Im Rahmen der „FreshX“ (6) fördern und begleiten die Hauptamtlichen vorrangig die missionarisch tätigen Teams. Im Modell der „Kirchlichen Orte“ (5) unterstützen und begleiten im vereinskirchlichen Bereich Hauptamtliche (und dabei vor allem die gemeindepädagogischen Berufe) die Ehrenamtlichen in der Leitung von Gruppen und Kreisen. Im inhaltlich orientierten Bereich erfolgt eine Spezialisierung des Pfarrberufs je nach den mit dem Ort verbundenen inhaltlichen Schwerpunkten. Beim Modell 4 („Kirche als Assistenzsystem für die Kommunikation der ‚Allgemeinen Priesterinnen und Priester‘“) unterstützt der Pfarrberuf potenziell ebenfalls nicht hauptberuflich angestellte Menschen in der Kommunikation des Evangeliums, er ist dabei aber auch verzichtbar. Gleichzeitig wird die Unterscheidung zwischen Ehrenamtlichen und Nicht-Ehrenamtlichen unterlaufen, weil die Kommunikation des Evangeliums von kirchlichen Aufgabenzuschreibungen gelöst und sie „allen Getauften (und zur Taufe Eingeladenen)“ zugesprochen wird.

Element 6: Die primäre Zugangslogik

Ein weiteres Element der Gestalten von Kirche ist die Frage, wie der (vorrangige) Zugang von Menschen zur Kirche gedacht wird.

Eine erste Antwortmöglichkeit wird von dem Modell 1 („Ortsgemeinde“) vertreten: Zugänge zur Kirche denkt sie primär über Personen und Beziehungen: Die Pfarrpersonen als „Schlüsselfiguren“ eröffnen Zugänge zur Gemeinde und die persönlichen Beziehungen in Form von „Geselligkeit“ binden Menschen auf Dauer an die Kirche. Auch die „FreshX“ (6) setzen

zunächst bei persönlichen Beziehungen an, wobei eine Übereinstimmung bei den Lebensbezügen (z.B. Wohnen im Plattenbau oder Skaten) eine wichtige Rolle spielen, richten die Kommunikation dann aber inhaltlich auf die Glaubensfragen aus.

Im Verhältnis dazu implizieren die Modelle 2 und 5 („Regionalisierung“ und „Kirchliche Orte“) stärker eine Ausrichtung an Inhalten, weil sich in dem größeren Rahmen die menschlichen Beziehungen lockern und die Profile gleichzeitig inhaltliche Zugänge eröffnen. Der vereinskirchliche Bereich der „Kirchlichen Orte“ stärkt jedoch gleichzeitig die Beziehungsdimension.

Der Gemeinwesenansatz (3) hat einerseits einen deutlich inhaltlichen Zugang in seiner diakonischen Ausrichtung, innerhalb dessen aber die lokalen Beziehungen und auch der Vertrauensvorsprung gegenüber der Institution bedeutsam sind. Ähnlich setzt der assistenzorientierte Ansatz (4) inhaltlich bei der Kommunikation des Evangeliums in den Schwerpunkten „lernen und lehren“, „feiern“ und „helfen“ an.

Element 7: Der Charakter und die Bedeutung von Gemeinschaft

Unterscheiden lassen sich weiter die Formen von Gemeinschaft, die in den jeweiligen Modellen leitend sind, verbunden mit der Bedeutung dieser Gemeinschaftsformen für das Verständnis von Kirche.

Als eine erste Variante wird Gemeinschaft in den Modellen 1 und 6 als dauerhafte, sozial erfahrbare Gemeinschaft mit persönlichen Beziehungen entworfen. Das Modell „Ortsgemeinde“ ist daran interessiert, möglichst viele getaufte evangelische Christ*innen in ihre Aktivitäten und Angebote einzubinden und stabile Gruppen und Gemeinschaften zu pflegen. Die „FreshX“ bieten neue Zusammenschlüsse von Menschen, die dann aber ebenfalls auf Dauer und in Verbindung mit persönlichen Beziehungen vergemeinschaftet werden. In beiden Varianten ist die sozial erfahrbare Gemeinschaft auch theologisch relevant, insofern ihr eine konstitutive Funktion für den Glauben zugesprochen wird.

In den Modellen 2 und 5 hat die Größe „Gemeinschaft“ eine stärker sekundäre Bedeutung; sie wird als hilfreich und wichtig für die Pflege und Weiterentwicklung des Glaubens verstanden, dieser jedoch primär in der Achse zwischen Gott und Mensch lokalisiert. Zudem werden unterschiedliche Formen von Gemeinschaft mit unterschiedlichen Graden von Nähe und Verbindlichkeit angestrebt, die nicht zwingend auf Dauer angelegt sind. Dies dürfte in ähnlicher Weise auch für die Modelle 3 und 4 gelten, ohne dass diese Frage thematisch im Vordergrund steht.

Element 8: Das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft

Schließlich verorten sich die Modelle in unterschiedlicher Weise zur Gesellschaft der Gegenwart. Die Modelle 1, 2 und 6 denken Kirche bzw. „Gemeinde“ als eigenes religiöses System, das nicht gesellschaftskonform ist, sondern nach einer eigenen Logik funktioniert. Die Modelle 3, 4 und 5 hingegen begreifen sich stärker als Teil der Gesellschaft, die sie mitgestalten möchten.